

› DAS FORSCHUNGSTAGEBUCH ALS PROZESSORIENTIERTE LERN- UND PRÜFUNGSFORM IN DER QUALITATIVEN METHODENAUSBILDUNG

AUTORIN

DR. ANJA FRANK

Deutsches Jugendinstitut e.V.

✉ afrank@dji.de

KEYWORDS

Forschungstagebuch, prozessorientierte Lern- und Prüfungsformen, rekonstruktive Sozialforschung, Methoden-ausbildung

ABSTRACT

Im Beitrag werden die Erfahrungen mit dem Forschungstagebuch als Prüfungsleistung im Rahmen eines kultursoziologischen Seminars dargestellt. Es wird gezeigt, wie und warum sich diese Lern- und Prüfungsform für die Vermittlung von qualitativen Methoden in der Sozialforschung besonders eignet und welche Potenziale sich damit verbinden. Zudem wird ein Vorschlag für die Gestaltung eines Forschungstagebuches gemacht. Schließlich wird darauf eingegangen, wie das Forschungstagebuch als „dramaturgische Klammer“ den Seminarablauf mitgestaltet und wie es das gemeinsame Arbeiten mit den Studierenden beeinflusst.

1. HERAUSFORDERUNGEN BEI DER VERMITTLUNG REKONSTRUKTIVER METHODEN

Die Vermittlung rekonstruktiver Methoden ist ein wichtiger Bestandteil von sozialwissenschaftlichen Studiengängen. Wie lassen sich diese Methoden jedoch gut vermitteln? Welche Seminar- und Lehr-Lern-Formate eignen sich dafür? Und mit welchen Prüfungsformen lassen sich Lernfortschritte und Aneignungsprozesse angemessen bewerten und zugleich als Reflexionsinstrument nutzen?

Die folgenden Ausführungen basieren auf Lehrerfahrungen am Institut für Kulturwissenschaften an der Universität Leipzig im Seminar „Methoden der rekonstruktiven Sozialforschung“.

Das Ziel dieses zweisemestrigen forschungspraktisch orientierten Seminars besteht darin, dass die Studierenden verschiedene Erhebungs- und Auswertungsmethoden kennengelernt und ausprobiert haben und eigene kleine Forschungsprojekte durchgeführt haben. Sie sollen die Gelegenheit haben, die Methoden gemeinsam auszuprobieren und den gesamten Forschungsprozess zu durchlaufen: von der ersten Forschungsidee und dem Erarbeiten einer Fragestellung über die Auswahl der Methode, die Durchführung einer Erhebung, die Dokumentation des Ablaufs bis zur Interpretation der Daten und zur Produktion einzelner Textbausteine. Am Ende sollen sie in der Lage sein, zu beurteilen, für welche Forschungsgegenstän-

de und -fragen sich qualitative Verfahren eignen und welche Formen der Erhebung und Auswertung zu bestimmten Fragen passen. Zudem sollen sie über praktische Erfahrungen mit dem Verfahren verfügen.

Bei der Gestaltung des Seminars machte ich die Erfahrung, dass der gewöhnliche Aufbau des Seminars als Lektüreseminar mit einem festen Seminarplan, von den Studierenden zu haltenden Referaten und einer Hausarbeit als Prüfungsleistung am Ende des Semesters den Lernzielen und dem Inhalt des Seminars nicht gerecht wurde. So ist ein fester Seminarplan zu unflexibel für die nicht immer genau planbare Arbeit im Feld. Referate wiederum sind zwar dafür geeignet, dass sich die Studierenden die Methoden der rekonstruktiven Sozialforschung und deren theoretische Grundlegung sowie die Forschungslogik rekonstruktiver Zugänge theoretisch erarbeiten und im Seminar präsentieren. Da aber der Fokus gerade nicht auf den Präsentationsformen *im* Seminar liegt, sondern auf dem, was außerhalb des Seminars passiert (die eigene kleine Forschung), lenkt die Erarbeitung von Referaten vom eigentlichen Lernziel des Seminars ab. Eine Hausarbeit als Prüfungsform am Ende des Seminars dokumentiert wiederum weder die prozesshafte Aneignung der Methoden im Seminar noch den im Mittelpunkt des Seminars stehenden Forschungsprozess gut.

Schließlich sind die Methoden, die im Seminar behandelt und erprobt werden, selbst prozessorientiert und fußen auf einem Wissenschaftsverständnis, das die Selbstreflexion der Forschenden hinsichtlich ihres impliziten Wissens und ihrer Vorannahmen im gesamten Forschungsprozess sowohl erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch als auch methodisch verankert (vgl. bspw. Bohnsack 2008; Strauss 1998). Zudem ist aus methodischer Sicht Gruppenarbeit gefordert – Gruppenarbeit spielt in diesem Kontext nicht nur als Lernmethode, sondern als Forschungsmethode im Sinne von in der rekonstruktiven Forschung etablierten Forschungswerkstätten eine wichtige Rolle.

Hinzu kommen Herausforderungen, die sich allgemein in der Lehre stellen: Wie kann man die gemeinsame Arbeit im Seminar verbindlich gestalten? Wie kann man Lernen außerhalb des Seminars anregen und damit informelle Lernprozesse, die gerade in diskussionsorientierten Studiengängen wichtig sind, unterstützen? Wie kann man die Auswahl an Prüfungsleistungen, wie bspw. mit kleineren, über das Semester verteilten Aufgaben, vergrößern und damit verschiedenen Lernstilen und Motivationen gerecht werden?

Die Herausforderung bei der Methodenvermittlung besteht also zum einen darin, den fachspezifischen Anforderungen des zu vermittelnden Inhaltes – allen voran der Prozesshaftigkeit der Aneignung der Methoden und der Prozessorientierung der Methoden selbst – und den didaktischen Anforderungen an Verbindlichkeit, eigener Aktivität und Flexibilität gerecht zu werden.

Die Prüfungsleistung als Kernelement des Seminars beeinflusst auch seine Gestaltung maßgeblich. Deshalb bietet es sich an, hier neue Formen auszuprobieren und von hier aus die Gestaltung des Seminars zu überdenken. Mit dem Lernportfolio als prozessorientierter Prüfungsleistung gibt es eine etablierte Methode, die sich gut für die Vermittlung von qualitativer Forschung und ihren Methoden eignet. Denn für Feldforschungen spielt das *Forschungstagebuch*, das den Prozess von Forschungsprojekten dokumentiert, eine wichtige Rolle. Das Forschungstagebuch ermöglicht es, das Seminar insgesamt stärker an der Forschungspraxis und ihren Textformen auszurichten, den Studierenden größeren Gestaltungsspielraum zu geben und vom Schreibdruck am Ende zu entlasten: Schließlich kann alles Geschriebene verwendet werden, auch für weitere Projekte über das Seminar hinaus.

2. DAS FORSCHUNGSTAGEBUCH

Das Forschungstagebuch ist ein Format, das besonders aus der ethnographischen, aber auch bspw. verhaltensbiologischen Forschung bekannt ist. Entscheidend ist, dass es aus einem Forschungsansatz kommt, der das Beobachten im Feld zum Zentrum hat. Es dient dabei primär dem unmittelbaren Aufzeichnen der Beobachtungen des/der Forschenden – ist also ein wirksames Mittel gegen das Vergessen. Wie das Wort „Tagebuch“ jedoch impliziert, nimmt dieses Format auch Persönliches auf: Der/die Forscher_in ist angehalten, eigene persönliche Erfahrungen, Probleme, Hemmungen, Erfolgserlebnisse und Gefühle in Bezug auf seine/ihre Interaktion im Feld aufzuzeichnen. Eigene Werte und Wertungen können

so besser reflektiert werden, sowohl im Hinblick auf die Erhebung als auch später für die Auswertung. Es erleichtert also zu reflektieren, wie das Forschungsobjekt von den Forschenden selbst konstruiert wird, von welchem Standort aus beobachtet wird und welche Perspektive eingenommen wird.

Die Studierenden nehmen somit ihre einzelnen Forschungsschritte in das Forschungstagebuch auf. Gerade für die qualitative Sozialforschung, bei der empirische Erhebung und Theoriebildung in einem wechselseitigen Prozess stattfinden und bei der die Reflexion des/der Forschenden auf den eigenen Forschungsprozess einen besonderen Stellenwert hat, bietet das Forschungstagebuch eine gute Möglichkeit, den Forschungsprozess zu dokumentieren und zu reflektieren. In das Tagebuch werden bspw. das Abstract, das Kurzexposé, die erarbeiteten Stimuli oder Leitfäden für Interviews und Beobachtungen, Beobachtungen aus dem Feld bei den Erhebungen, Selbstbeobachtungen und -reflexionen bei den Erhebungen, Beschreibungen der Interviews und Interviewsituationen, Beobachtungsprotokolle, Protokolle der Interviews, erste Teiltranskriptionen der Interviews, heuristische Theorien und erste Interpretationsideen sowie Überlegungen zum Sampling aufgenommen. Am Ende soll schließlich der gesamte Forschungsprozess im Hinblick auf die Fragestellung analysiert und bewertet werden und die Forschungsfrage noch einmal im Hinblick auf die ersten Erfahrungen im Feld reformuliert werden. Das Kurzexposé wird noch einmal bearbeitet und ein kurzer Forschungsbericht verfasst. Im Semester darauf kann das Forschungstagebuch weitergeführt und Auswertungszwischenschritte können hinzugefügt werden,

z. B. Interpretationsprotokolle von Interpretations-sitzungen, Falldarstellungen, theoretische Memos, Skizzen zu Typologien.

3. INHALT DES FORSCHUNGSTAGEBUCHES

Der Inhalt des Tagebuches und die Bewertung werden mit den Studierenden diskutiert und weiterentwickelt. Der Inhalt des Forschungstagebuches wird, neben einigen „Pflichtelementen“, individuell gestaltet und kann auch Persönliches enthalten. Dieser Entwurf kann später auch als Rückmeldebogen dienen. In die Bewertung fließen, mit weniger Gewicht, auch die formale und sprachliche Gestaltung vor allem der ausformulierten Textteile mit ein. Die Gewichtung der einzelnen Elemente untereinander hängt von den Schwerpunktsetzungen des Lehrenden auch in Absprache mit den Studierenden ab.

ELEMENTE (→ PFLICHT)

1.) THEORETISCHES ZUR ENTWICKLUNG DER FRAGESTELLUNG

- › Ideen, Interessensgebiete, Brainstormings
→ Abstract
- › Eingrenzungen, Formulierungen von Fragestellungen, heuristischen Hypothesen und Theorien
→ Kurzexposé

2.) METHODISCHE FRAGEN

- › Reflexion der Methodenwahl
→ Kurzdarstellung der Methode und Begründung der Methodenauswahl
- › Zugang zu Informationen und Informant_innen, zu Quellen und zum Feld
- › Kontaktaufnahmen, Berichte aus dem Feld (Fremdheitserfahrungen, persönliche Reaktionen, Schwierigkeiten, Sichtweisen, Werteinstellungen, Erfolgserlebnisse)
- › Stimuli/Leitfäden/Diskussionsfragen
- › Überlegungen zum Sampling

3.) ZWISCHENERGEBNISSE

- › Beobachtungsprotokolle
- › Interviewprotokolle
- › Teiltranskripte
- › Sitzungs- und Besprechungsprotokolle
- › Arbeitsteilungen bei Gruppenarbeit
- › Hinweise von Kolleg_innen und anderen Personen
- › erste Interpretationsideen
- › neue heuristische Theorien und Annahmen, Reformulierung der alten
- › Schaubilder, Skizzen, Schemata, Tabellen
- › Überlegungen zum Sampling
- › Protokolle von Interpretationssitzungen (Teil II)
- › Segmentierungen, erste Falldarstellungen, Interpretationsskizzen (Teil II)
- › vorläufige Kategorien und Typen, Skizzen zu Typologien, theoretische Memos (Teil II)

4.) PRÄSENTATION

- › → Dokumente von evtl. Präsentationen (Poster, Folien, Vortragsmanuskript)

5.) LITERATUR

- › Berichte über Recherchen und gesichtete Literatur
- › Kurzzusammenfassungen der gelesenen Literatur
- › Zitate, die man für die Arbeit verwenden kann
→ Bibliographische Angaben

6.) REFLEXION

- › Reflexion der Gruppenarbeit: Sitzungs- und Besprechungsprotokolle
- › Selbstbeobachtungen (Fremdheitserfahrungen, persönliche Reaktionen, Schwierigkeiten, Sichtweisen, Werteinstellungen, Erfolgserlebnisse)
- › Bewertung/Einschätzung des Forschungsablaufes und des Seminars
- › Ausblick, weiteres Vorgehen

→ knapper Forschungsbericht, Reformulierung Kurzexposé

→ Feedback/Evaluation des Seminars und des Tagebuches

4. ERFAHRUNGEN MIT DEM FORSCHUNGSTAGEBUCH

Das Forschungstagebuch unterstützt eigenständiges Lernen und intensiviert informelle Lernprozesse u. a. aufgrund seiner offenen Struktur. Es nimmt den Druck, am Ende auf einmal viele Seiten produzieren zu müssen, senkt Schreibhemmungen, ist offen für unterschiedliche Darstellungsformate und kann sowohl als Gruppen- als auch Einzelarbeit angefertigt werden. Es wird so unterschiedlichen Lernstilen und -strategien sowie Lernmotiven gerecht. Dadurch, dass das Forschungstagebuch betont persönlich sein darf, bietet es mehr individuelle Anknüpfungspunkte und hilft gleichzeitig bei der Reflexion der eigenen Arbeit. Für die Studierenden ist positiv, dass alles aufgenommen werden kann und alles, was während des Semesters produziert wird, bereits Bestandteil sein kann. Auch Rückschritte, das Scheitern von Ideen oder Forschungsfragen, kleine Notizen von Gesprächen mit anderen, verworfene Ideen, missglückte Kontaktaufnahmen, Fehler bei der Interviewführung oder unpassende Interpretationsansätze und Fallhypothesen können auf diese Weise produktiv verarbeitet werden.

Durch das Tagebuch können die Studierenden ihren eigenen Forschungs- und Lernprozess besser nachvollziehen und reflektieren. Sie können mehrere kleinere Aufgaben über das Semester verteilt erledigen. Zudem bereiten sie sich auf den Forschungsablauf bspw. im Rahmen einer Masterarbeit vor. Außerdem können sie das Seminar von Beginn an eigenständiger gestalten, denn sie bearbeiten „ihr“ Thema, „ihre“ Fragestellung mit „ihrer“ Methode. Auf diese Weise

gelingt es, Verbindlichkeit und Motivation zu erhöhen und Anregungen zum gemeinsamem informellen Lernen zu geben. Dennoch bleibt die Arbeitsform offen, um den verschiedenen Lerntypen und Persönlichkeiten gerecht zu werden: Es ist möglich, in Gruppen zu arbeiten oder allein, man kann ein gemeinsames oder ein eigenes Forschungstagebuch erstellen.

Das Forschungstagebuch korrespondiert zudem mit methodologisch verankerten Grundsätzen der rekonstruktiven Sozialforschung. So hilft es, intuitive Kompetenzen der Theoriebildung auszuschöpfen, zu systematisieren und weiterzuentwickeln (vgl. Strauss 1998, 27) und diese sowohl als Quelle der forscherschen Tätigkeit als auch der eigenen Forschungsperspektive zu begreifen. Denn qualitativ Forschen heißt immer auch, etwas über sich selbst zu lernen. Das gilt auch für die Lehrenden: Lehre und Forschung sowie Theorie und Praxis gehören im Selbstverständnis der qualitativen Forschung zusammen.

5. AUSWIRKUNG AUF DIE SEMINARGESTALTUNG

Das Forschungstagebuch hilft, den Arbeitsprozess der Studierenden im Blick zu behalten, und erlaubt, den Seminarplan zu flexibilisieren. Das betrifft sowohl die Reihenfolge als auch die Auswahl der einzelnen Methoden, die behandelt werden sollen. Sie richten sich u. a. danach, welche Methoden die Studierenden besonders interessieren, welche eigenen Forschungsideen schon da sind (z. B. in Vorbereitung einer Masterarbeit), welche speziellen Fragen sie

beschäftigen und welche fachlichen Kenntnisse, Kompetenzen und Ressourcen sie mitbringen.

Der Seminarplan kann gemeinsam sukzessive für die nächsten Sitzungen festgelegt und nach Absprache aktualisiert werden. Allein dadurch entsteht mehr Verbindlichkeit, weil die Studierenden selbst am Plan mitgearbeitet haben. Auf die Interessen der Studierenden als wichtige Kraft der Seminargestaltung zu vertrauen, hilft auch dem/der Lehrenden, aus der Vielzahl der Möglichkeiten auszuwählen.

Bei der Vermittlung von Methoden empfiehlt sich eine Struktur mit einigen inhaltlich bestimmten theoretischen sowie vielen, zunächst offenen, „praktischen“ Sitzungen. Die Theorie der Erhebungs- und Auswertungsmethoden wird dabei immer mit Blick auf die anstehende praktische Anwendung vermittelt.

Die Studierenden haben von Anfang an die Aufgabe, außerhalb des Seminars kurze Exposés und Abstracts zu formulieren und sich Gedanken über die Zugänge zu ihrem Forschungsfeld zu machen: Anschreiben und Interviewleitfäden formulieren, Feldaufenthalte planen (Ort und Zeit), Interviewpartner_innen akquirieren, Termine und Orte für die Interviews finden, später evtl. gemeinsam zu interpretieren – und zugleich, quasi nebenbei, Material für das Forschungstagebuch zu produzieren.

In den *Theoriesitzungen* werden die Grundlagen qualitativer Sozialforschung und der ausgewählten Methoden behandelt. Dafür kann der/die Lehrende einen kurzen Input in der Rolle als Wissensvermittler_in geben und mit einem entsprechenden Handout

die Grundlage für eine ausgiebige Plenumsdiskussion bieten.

Zum Einsatz können weitere Methoden kommen, die helfen, die Inhalte zu strukturieren. So bietet sich eine *Fachlandkarte* an, die aus den Plenumsdiskussionen entwickelt wird. Sie visualisiert Zusammenhänge und schafft eine Grundlage, die den Stoff strukturiert und zur Durchdringung der Begriffe und Methoden beiträgt. Sie zeigt, welcher Aspekt gerade beleuchtet wird, bringt Stichworte in Erinnerung und verweist auf schon Behandeltes und noch Kommendes. Ein *Ideenspeicher* hält die Forschungsideen und möglichen passenden Methoden fest, so dass sich die Studierenden auch später noch überlegen können, sich einer der im Seminar gebildeten Forschungsgruppen anzuschließen. In einer *Materialiensammlung* (bspw. in einer Dropbox, Cloud o. ä.) finden die Studierenden Beispiele für Textformate für das Forschungstagebuch (bspw. kurze Falldarstellungen, Abstracts), Beispiele aus anderen Erhebungen (wie mögliche Stimuli, Anschreiben, Transkriptionszeichen), Handouts der Sitzungen, Literaturhinweise, Seminarpläne, den Leitfaden für das Forschungstagebuch, die Ideenliste usw.

Die *Sitzungen zur Forschungspraxis* richten sich nach den Fortschritten im Forschungsverlauf der Studierenden. Hier präsentierten und diskutieren die Studierenden die großen oder kleinen Fortschritte (oder auch Rückschläge) in ihrem Forschungsprojekt frei: Zugänge zum Feld, eine Erhebung, eine abgeschlossene Transkription, ein hergestellter Kontakt oder gescheiterte Versuche. Dies bietet die Möglichkeit zum lockeren Austausch über manchmal trivial

wirkende Probleme und gleichzeitig einen lockeren Einstieg in die jeweilige Sitzung, denn oft gibt es einen (scheinbar trivialen) Punkt, an den man inhaltlich anknüpfen kann und der sich plötzlich als zentrale Problematik herausstellt. Schließlich bringen die Studierenden erhobenes Material mit, das gemeinsam besprochen und interpretiert wird. Diesem Schritt sollte möglichst früh und ausreichend Raum im Seminarablauf gegeben werden, denn die gemeinsame Interpretation nach der jeweils gewählten Methode stellt den Kern der rekonstruktiven Forschung dar und produziert die Grundlage für die Forschungsergebnisse.

Die Studierenden bekommen in diesem Setting kontinuierliches, prozessbegleitendes Feedback sowohl vom Lehrenden als auch von ihren Kommiliton_innen (Peerfeedback). Da das Feedback somit von verschiedenen Personen kommt, unterschiedliche Aspekte berührt und mehr oder weniger hilfreich ist, lernen die Studierenden zudem, die für sie wertvollen Hinweise anzunehmen und andere getrost im Raum stehen zu lassen. Im Idealfall entwickelt sich die Seminargruppe so im Laufe der beiden Semester zu einem kleinen Netzwerk von Forscher_innen, in dem alle für alle mitdenken, einander Tipps geben, Kontakte weiterleiten usw. Einer der wichtigen Momente des Seminars ist damit m. E., dass die Studierenden erfahren, dass (besonders qualitative) Forschung nicht allein, sondern im Austausch mit anderen – Wissenschaftler_innen der eigenen und anderer Disziplinen, aber auch mit Personen aus dem Forschungsfeld – geschieht. Die Forderung nach Arbeit in einer Forscher_innengruppe, das Interpretieren in

Gruppen und die gemeinsame Reflexion der eigenen Arbeit ist wiederum selbst methodisch und methodologisch verankert.

Insgesamt ergibt sich im Seminar eine Struktur aus immer wiederkehrenden Elementen und freier Arbeit. Ähnelt sich der Anfang jeder Sitzung mit der Nachfrage nach Ideen, Erhebungen und der Fachlandkarte zur Verortung, richtete sich der Inhalt der jeweiligen Sitzung nach den Wünschen der Studierenden bzw. dem Material, das sie selbst mitbringen (wie die Abstracts, Exposés, Anschreiben Leitfäden, Transkripte). Das Material wird dabei auch stets im Hinblick auf die Verwertung für das Forschungstagebuch diskutiert.

Die Forschungstagebücher, die am Ende entstehen, sind sehr unterschiedlich bezüglich Form und Inhalt: Einige Studierende bevorzugen physische Ordner, in die sie alle Dokumente, die sie im Laufe der Forschung gefunden und produziert haben, einheften, andere gestalten ein Dokument, das an die Struktur einer Hausarbeit erinnert, wieder andere gestalten digital Dokumente mit (eingescannten) Skizzen, den Interpretationsprozess dokumentierenden Kommentaren in Transkripten usw. In allen Fällen bildet das Forschungstagebuch den Prozess sehr gut ab und ist auch für die/den Lehrende_n eine abwechslungsreiche Lektüre. Die Gefahr besteht jedoch darin, dass dem Forschungstagebuch selbst ein roter Faden fehlt. Hier ist es wichtig, den Studierenden zu vermitteln, dass es neben der Prozessdokumentation wichtig ist, die eigene Forschungsfrage als roten Faden deutlich zu machen.

Die Form des Forschungstagebuches bietet schließlich die Möglichkeit, gemeinsam mit den Studierenden weitere Textformate und auch Präsentationsformen wie kurze Vorträge, Posterpräsentationen zu Zwischenergebnissen oder Teilen des Tagebuchs auszuprobieren und so das Tagebuch weiterzuentwickeln. Auf diese Weise bieten sich abwechslungsreiche Varianten der Wissenspräsentation und das Seminar wird im besten Fall zur gemeinsamen Sache zwischen Studierenden und Lehrenden, von der beide Seiten profitieren.

6. DIE POTENZIALE DES FORSCHUNGSTAGEBUCHES

Erinnerung

Das Forschungstagebuch hilft, einzelne, auch kleine Schritte der Forschung festzuhalten, die sonst eventuell verloren gingen: von ersten Ideen und Recherchen, Literaturempfehlungen, Hinweisen von Kolleg_innen oder anderen Personen bis hin zu „falschen Fährten“ und verworfenen Ideen.

Reflexion

Das Forschungstagebuch macht den eigenen, auch persönlichen Entwicklungsprozess und den Forschungsprozess in der Gruppe nachvollziehbar und reflektierbar. So lässt sich die Entwicklung erster Ideen, Gefühle und Ahnungen bis zu konkreten Fragestellungen und deren Einbettung in den Forschungsstand verfolgen. Zudem erlaubt es den Lehrenden, die Forschungspraxis und deren Aneignung, also wie Methoden gelernt werden, zu beobachten.

Es werden aber auch persönliche Wertvorstellungen, Sichtweisen, Interessen, Konflikte und Reaktionen, die man an sich selbst im Feld und während der gemeinsamen Forschungsarbeit beobachtet und aufschreibt, für die Reflexion zugänglich. Das Tagebuch fördert die Selbstreflexion bezüglich der Paradigmenabhängigkeit der eigenen Erkenntnis und Beobachtungen, erleichtert eine methodische Kontrolle des eigenen „Vor-Wissens“ sowie impliziten Erfahrungswissens und macht dieses zugleich nutzbar für die kreative Interpretation.

Ideenspeicher für spätere Forschungen

Fragen, Themenkomplexe und interessante Literatur, die über die aktuelle Arbeit hinausgehen, werden im Forschungstagebuch „aufbewahrt“.

Feedback

Das Tagebuch dokumentiert begleitend den Forschungs- und Suchprozess und hilft dadurch, Probleme während der Forschung oder im Forschungsteam gezielt und zeitnah zu erkennen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Durch die regelmäßigen Besprechungen im Seminar werden Hemmungen, sich Rat zu holen, abgebaut und das „Verschleppen“ von Problemen verhindert. Zudem kommt das Feedback nicht nur von der Dozentin, sondern von der gesamten Gruppe als Peerfeedback.

Prüfungsleistung

Das Tagebuch dokumentiert die Leistungen der Studierenden und den individuellen Lern- und Forschungsprozess. Es wird als Prüfungsleistung gewertet und erlaubt eine summative Bewertung unter Berücksichtigung individueller Lernfortschritte.

Strukturgebung im Seminar

Die einzelnen Zwischenergebnisse, die auch in das Forschungstagebuch aufgenommen werden, werden in den entsprechenden Sitzungen immer besprochen. Das heißt, dass die Arbeit am Tagebuch auch ein Stück weit die Arbeit im Seminar ist. Das Tagebuch bzw. die Dokumente, die hineinkommen, tauchen damit immer wieder auf und strukturieren die Seminararbeit mit. Das Tagebuch ist Teil der Seminardramaturgie.

LITERATUR

Bohnsack, Ralf (2008). Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 7., durchges. und aktualisierte Aufl. Opladen und Farmington Hills, Mich.: Budrich.

Strauss, Anselm L. (1998). Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.